

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 19 • • • • • Beilage zur Gleichheit • • • • • 1913

Inhaltsverzeichnis: Alfons Pehold. Von Otto Sibale. — Die Naturwissenschaften in Küche und Haushalt. Von Dr. J. H. — Die Mutter als Erzieherin. — Hygiene. — Feuilleton: Bettrennen. Von Fr. Theodor Wischer. — Die polnische Jüdin. Von Alfons Pehold.

Alfons Pehold.

Der österreichische Dichter Alfons Pehold gehört zu den eigenartigsten künstlerischen Erscheinungen der Gegenwart. Von revolutionärem Blute stammt er — sein Vater hatte sich an einer Militärrevolte beteiligt, hatte Festungshaft zu erdulden gehabt und war dadurch um seine Existenz gekommen. So war schon Alfons Peholds Jugend mit schwarzen und schweren Flügeln überspannt. Der Vater siechte an einem unheilbaren Leiden dahin, elend und völlig gelähmt. Die Mutter schaffte langes Brot ins Haus und brach eines Tages bei der Arbeit beide Hände. Des Knaben fiebernde Sehnsucht nach dem Studium, sein Lebensstraum, Arzt zu werden, ist jäh verschüttet, das Schicksal faßt ihn feindlich an, alle Wege sieht er in Elend verlaufen. Nach sechs Jahren Klosterschulzeit wird er in das Getriebe des Werktags gestoßen. Er tritt als Lehrling in eine Metallschleiferei, sein kranker und rachitischer verkümmert Körper aber zwingt ihn bald, diese Arbeit aufzugeben. Er wird Kesslerjunge, frondet dann als Tagelöhner für eine Krone achtzig Heller auf einem Neubau und fühlt sich gegen alle Not gesichert, bis ihn auch diese Arbeit erschöpft hat. Der Reize nach findet er nun als Laufbursche, Fabrikhilfsarbeiter, Fensterputzer, Geschäftsdienner, Schneeschaufler ein mühseliges Weiterkommen. Endlich befällt den völlig Entkräfteten ein Blutzug. Auf die Hilfe mißbätiger Menschen angewiesen, arbeitslos und flügellos, wie er ist, hat Pehold nun eine endlose, qualvolle Kette von Krankheiten zu durchleiden. Eine Arbeiterfrau pflegt ihn und reitet die Blüte vor dem Verdorren, bis es endlich gelingt, das Geld für einen Aufenthalt in Gries bei Bozen, später in Alland zusammenzubringen.

Innerhalb dieses engen und doch keine feste Begrenzung verlassenden Rahmens des wirren äußeren Lebens lodert Alfons Peholds durch Drud und Leid entflammte Sehnsucht in wildesten Kampfsiedern auf, die der Siebzehnjährige in Arbeiterbildungsvereinen seinen jungen, tallehrenden Genossen vorliest. In diesen Lebensschicksalen liegen die richtunggebenden Kräfte seiner Kunst, ihre Hemmungen und ihre Entfaltung, in ihnen liegen die verborgenen Quellen der Weltanschauung, an denen sich die künstlerischen Triebe befruchten. In des Dichters Anfängen erfüllen die brennenden Motive von Trauer und Not, Elend und Verzweiflung sein künstlerisches Schaffen. Er bringt sie in Liedformen, die ganz aus Eigenem gewachsen sind. Keine Linie ist darin, die nicht dem eigenen Formdrang entsprungen, keine Regung, die nicht von eigenstem Schicksal mächtig durchtränkt wäre. Form und Rhythmus dieser Strophen sind nie überlegt, nie bedacht, nie die Frucht reicher Schulung oder bewußter Anklänge, immer unmittelbar empfunden, drängen sie oft stürmisch, oft holperig und hölzern, oft klar und kräftig, oft mühsam ans Licht. Erst späterhin, da vertiefte Kunst dem gesteigerten und konzentrierten Willen Gefolgschaft hält, kommt bewußte und mittelbare Wirkung in Peholds Verse, triumphiert die weite Umschau und der schöpferische Formsieg der Reife in strömenden Rhythmen. Nun gestalten sich ihm Elend, Not, Hunger, Empörung zur Legende des Elends, zum Epos der Not, zum Lied des Hungers, zur Ballade der Revolution. Rag auch sein Gemüt durch schwere leidvolle Erfahrungen verwundet sein, es kann seine ewige Sehnsucht nach Schönheit doch nicht verleugnen und löst sich stetig und immer wieder in reine Schönheit, so seine graufame Verleththeit durch das Leben selbsttätig überwindend.

Die Wurzel.

Aus dem Grasmeer der Wiese hebt sich der blühende Mast eines einsamen Baumes. Von zornigem Sturm gesaßt

bebt Blüte an Blüte in Furcht vor dem Tod,
der wild aus Volkswelt der Frühlingserde droht.

Und die klagenden Blätter an dem verknüpften Gezweige
zittern in bebender Furcht, duden sich ängstlich und feige.

Nur die Wurzel ruft tief im Land:
Rase, Sturm und Tod; ich halte das Leben umspannt.

Schwäche ist das Unglück, das mit uns geboren wird, Krankheit das Unheil, das am Wege auf uns lauert, um Willen und Intellekt durch die gemeine Not des Fleisches zu überwältigen. Die Tücken des meuternden Körpers nur mühsam besiegend, aber dennoch das schwächliche Gefäß seiner Leiblichkeit mißachtend, baut der Künstler Pehold seine eigene Welt der Formen und Prächte auf. Eine herbe, tief ergreifende Welt ist es, von jener Geschlossenheit und Reinheit, wie sie uns in der Zerrissenheit und in dem Schmutz unseres Lebens doppelter Sehnsucht wert erscheint. In Peholds Brust fließen alle Quellen unserer Leiden und unserer Stärke; er rollt alle Probleme auf. Probleme der Seele des einzelnen und Probleme des sozialen Lebens. Die soziale Tendenz ist überwiegend betont, nie entstellend, immer voll Mut zur Wahrheit. Pehold, der starkes soziales Empfinden im Blute empfangen, der ein Übermaß von innerer Auflehnung gegen sein äußeres Elend mit sich schleppte, sieht den Vernichtungskampf, den das materialisierte Leben der Großstadt gegen die Einzelwesen führt, aber das persönliche Schicksal wird ihm zum sozialen Erlebnis. Er ist ein Dichter, dem das Soziale zum einzigen, notwendigen Ausfluß seiner selbst wird. Er ist nicht wie viele Künstler gezwungen, von der Welt der anderen zu der seinigen die Brücke in unablässigem seelischen Reflektieren zu schlagen. Er sieht, wo jene betrachten. Und er bringt sich selbst den Ausgleich zwischen Leben und Welt. Er umfaßt beide in einer einheitlichen Vision, die zwischen schön und häßlich keinen Unterschied erkennt. Die Zerspalttheit der Formen will Pehold beseitigen und den Einklang erzwingen. Die Bewunderung hält er für das beseuernde Element, das die Menschen zu ihren großen Taten und Leistungen antreibt, das auch die häßlichen und geringen Dinge werlvoll macht. So ist er auch voll Blut und Verlangen nach den modernen Kulturformen des Industrialismus mit ihrem unvermittelten, nur die physisch Starken duldenden Leben. Hand in Hand mit dieser harmonischen Auffassung der sozialen Erscheinungen geht ein waches, vielgestaltiges und doch einheitliches Naturgefühl. Diesem Dichter ist Natur so wenig sinnlos-chaotisch wie etwa Maeterlinck oder Eichendorff. Völlige Einheit mit dem Leben der Natur, Einheit des Kulturmenschen mit der Natur im geschlossenen Ring der Empfindungen spiegelt in köstlicher Einheit von Form und Stoff das Gedicht „Der Korbschlechter“.

Erst Kopfe ich die rauhe Rinde
herab vom Weidenstammgezweige,
daß sich das fertige Gebinde
den Blicken weiß und glänzend zeige.

Dann fügt sich unter meinen Händen
das gute Holz so wie das schlechte,
wenn ich es mit den harten Enden
verbinden muß zum Korbsgestechte.

Die feinen Ruten, flach gezogen,
ich muß sie auseinanderlenken,
auf daß sie im gespannten Bogen
sich um so inniger verschänken.

Und will mir eine Rute streben
aus des Geschlechtes festen Gängen,
so muß ich sie — wie mich das Leben —
mit sicherem Griffen niederzwängen.

Oder er geht den Geheimnissen dunkler Geseze nach, in unruhigen Fragen nach dem Unbekannten.

Der Sturm.

Brüder, Schwestern, hört ihr, wie die Stürme
brausen um das hohe Laubgetürme?

draußen in der dunklen Nacht erbeben
tausend Bäume, tausend starke Leben.

All ihr Heil ist nur: Sich selber schützen,
gegenseitig, daß kein Sturm sie trennt.

Wer wird uns in unsrer Sturmnacht stützen,
wo der eine nicht den andern kennt?

Der ewige Wanderer.

Immer so ganz zum letzten Verstehen bereit,
ein seidener Nerv, der jede Bewegung spürt,
geb' ich der eifenden Stunde mein schnelles Geleit
und bleibe nicht dort, wohin mich der Weg geführt.

Alles Dunkle, Ferne und Ewige ahnt
meine Seele voraus, und hemme ich einmal den Schritt,
so höre ich, wie eine warnende Stimme mahnt:
„Bruder, warum dieses Wandern im suchenden Treitt?“

Fester sah ich den Stad und schreite hurtig aus —
Ich wandre auch in den Nächten, die meine Sehnsucht erhellte,
und höre ich einen Loben seine enge Heimat, sein Haus,
so singe ich ihm entgegen mein Lied von der Heimat: Welt.

Wie seine Lyrik, so ist auch Peholds Prosa geprägt durch die Stärke und Intensität des Erlebten. Was Pehold bis heute Erzählendes geschaffen, trägt wie seine Lyrik Eigenart. Immer ist es bei diesem Dichter, als lebte gleichsam sich ein Schicksal in seiner ihm zugehörigen Form aus. Balladen aus dem Alltag sind es, in einer ungezwungenen, innig klaren und nur selten zu breiterer Wucht ausladenden Sprache geschrieben; kleine Tragödien, die erschütternd, und knappe Szenen, in denen die zartesten Dinge mit überraschender Kunst herausgemischt sind, Bilder, deren Schönheit beständig: jedes einzelne aber ein geschlossenes, wohl durchformtes Gebilde, voll konzentrierter Innerlichkeit und doch reich an sicher hingefügten dichterischen Einzelheiten.

Keine der Zufälligkeiten der Erlebnisse stört die Linie, Gestalten und Räume sind gesehen durch das Auge eines stillen, echten Dichters. Das Wesen der Schilderung ist das Überwiegen des Stoffes über die Form. Pehold aber kommt es darauf an, durch Überwiegen der Form den Stoff vollständig zu unterwerfen, und diese Herrschaft der Form, der Gegensatz von Schildern ist Peholds Dichtung eigen. Schilderung wird bei ihm zur Dichtung dadurch, daß die Empfindung des Schilderers das Stoffliche als Gegenstand so überwiegt, daß nicht mehr der Gegenstand als solcher, sondern nur jene Empfindung des Schildernden, die Stärke seines Erlebens zum Ausdruck kommt und Form gewinnt. Nietzsche spricht es aus: „Künstler sehen nichts so, wie es ist, sondern voller, sondern tiefer, sondern stärker.“ Die harte Unrissenheit, die starke Gebundenheit, mit der sich bei Pehold klanglich wie bildlich jedes einzelne Erlebnis darstellt, grell Sichtbares und dumpf Unberührtes in starker Form gestaltet, führt nicht selten einen gewissen Kampf mit den Elementen der erzählenden Handlung, aber gerade in diesem Widerstreit liegt eine seltsam eigenwillige Musik, die reizvoller und kostbarer ist denn spielende Glätte. Immer erzählt er von innen heraus, gibt er die Offenbarung seines Herzens und deutet das äußere Geschehen in zagen Linien nur an, und trotzdem so schmerzhaft lebendig. So gedämpft die Darstellung ist, so strahlt doch unbarmherziges Licht über jede Erscheinung der Wirklichkeit und der Träume, über Leben und Sterben, Schrecken und Beruhigung. Man lese einmal die so einfache, schlichte und packende Alltagsgeschichte „Rosen“ nach und erkenne des Dichters lautersten, reifen Ernst.

Einzig und stets ist es das Leben selbst, das uns aus all seinen Dächern* entgegentritt, in seinen Wundern und seiner Tragik, als ein zwangvoll werdendes, notwendig sich Vollziehendes. Und eben dieses ist es, das uns Peholds Kunst so teuer macht und sie über viele literarischen Größen hinaushebt — Größen, die vielleicht an bloßem Talent vielfach neben, ja über Pehold stehen —: der Hauch des Lebens, der alles, was er geschaffen hat, von der ersten bis zur letzten Zeile erfüllt. Es ist nur natürlich, daß Pehold bei dieser seiner künstlerischen Artung unpopulär und unbekannt ist: das Publikum der Gegenwart, das ohne gemeinsame Not durchs Leben flirrt, will nicht das Leben selbst, sondern seinen literarischen Aufguß, es verlangt nicht die Leidenschaft bildlicher Gestaltung, sondern Nüchternheit und Sensationen. Und die wird man in Peholds wahrhaftiger und herber Kunst vergebens suchen. Wehahende Energie lebt in der Seele dieses Deuters des Lebens, dessen Sein sein Stoff wird, wie Zimmermann von sich nach einem Würtischen Worte Goethes sagte, und sein Leben sein Lied. Otto G i b a l e.

o o o

Die Naturwissenschaften in Küche und Haushalt.

Von den Säuren und Laugen und ihren Wirkungen.** Wenn beim Entnehmen von Notfraut aus der Schüssel ein Tropfen der Brühe auf das Tischtuch fällt, so kann die aufmerksame Beobachterin statt eines roten Fleckens einen bläulichen sehen. In dem Augenblick, da der Tropfen niederfällt, ändert er seine Farbe.

* Trotz alledem. Gedichte. Brand & Co., Wien 1910. — Seltsame Lust. Gedichte. Dabertow, Wien 1910. — Memoiren eines Auges. Skizzen eines Sehenden. Angenruhrverlag, Wien 1912. — Der Ewig und die Stunde. Gedichte. Erdgeisterverlag, Leipzig 1912. — Heimat Welt. Dichtungen. Brand & Co., Wien 1913.

** Siehe Frauenbeilage der „Gleichheit“ Nr. 13.

Will man den Flecken entfernen, so muß man die Farbe völlig zerstören. Das geschieht seit Jahrhunderten durch die Sonnenstrahlen auf der Weiche, aber heutzutage auch durch die Behandlung mit Chlor. Dieses ist der wirksame Bestandteil der „Javelleschen Lauge“, die beim Drogeristen erhältlich ist. Auf dem Chlor beruht auch die desinfizierende Wirkung des bekannten Chloralkalis. Chlor ist wie alle Chemikalien stets mit Vorsicht zu verwenden; es wird hierüber später noch ausführlicher zu reden sein. — Den Farbumschlag von rot in blau kann man auch beobachten, wenn man ein wenig Brühe in ein Wasserglas füllt und etwas Sodaaufguss hinzufügt. Zunächst sei nur die Tatsache erwähnt, daß Sodaaufguss sich wie eine Alkalilösung verhält. Und ganz entsprechend verhält sich eine Seifenlösung. In einer solchen wird ja die Wäsche gereinigt, und es genügen schon kleine Mengen, die auf dem Stoffe zurückbleiben, den erwähnten Farbumschlag auf dem Tischtuch von rot in violett bis blau hervorzurufen. Die genauere Darstellung des Vorganges würde uns zu schwierigen theoretischen Darlegungen führen; darum begnügen wir uns mit der mehrfach erwähnten Tatsache, daß die Anwesenheit von Säure eine rote, die Anwesenheit von Lauge dagegen eine blaue Färbung der Brühe hervorbringt. Dabei haben die beiden Stoffe — Säure und Lauge — die Eigenschaft, sich in ihrer Wirkung auf den Farbstoff gegenseitig aufzuheben, indem die wirksamen Wasserstoffionen der Säure mit der Wasserrestgruppe der Lauge, wissenschaftlich Hydrogylion genannt, eben zu Wasser zusammentreten. Gleichzeitig vereinigen sich auch die positive elektrische Ladung des Wasserstoffions und die negative des anderen Ions unter Wärmeerzeugung, die man leicht wahrnehmen kann, wenn man etwa gelöschten Kalk mit Essig — vorsichtig — übergießt. Das Wasser allein würde die Farben unverändert lassen, wie der Augenschein lehrt. Seife, Soda, Kalkwasser würden die gleiche Farbenänderung hervorzurufen. Sie müssen also einen Bestandteil enthalten, der ihnen allen gemeinsam ist, und der die Wirkung ausübt, die wir erzielen wollen, wenn wir diese Stoffe anwenden. Die Wissenschaft nennt diesen Bestandteil Hydrogylion und stellt ihn sich als Gruppe „Sauerstoff-Wasserstoff“ vor, mit einer kleinen Menge negativer Elektricität geladen. Diese Gruppe hat die außerordentlich wichtige Eigenschaft, daß sie gewisse Fette aufzulösen vermag, die in gewöhnlichem Wasser nicht aufzulösen sind. Die die Hydrogyliongruppe enthaltenden Stoffe sind für unsere Gesundheit und Reinlichkeit von großer Bedeutung. Es versteht sich leicht, daß die Stärke ihrer Wirkung davon abhängt, ob wenig oder viel Hydrogylionen vorhanden sind. Auf ihrem auflösenden Einfluß beruht der Vorgang, der sich bei der Reinigung mittels Soda oder Seife vollzieht.

Wir wollen etwas näher auf die Rolle der Seife eingehen, an deren Verbrauch man ja den Kulturgrad eines Volkes messen wollte, ebenso auf ihre Herstellung. Dabei soll auch Klarheit darüber gewonnen werden, worauf der oft gewaltige Preisunterschied verschiedener Seifenarten beruht, und wie weit es für Leute, die mit ihren Pfennigen rechnen müssen, ratsam ist, sich teurer Qualitäten von Seife zu bedienen. Natürlich können wir nicht hoffen, daß es unseren Leserinnen durch unsere Darlegungen ermöglicht wird, alle Fälschungen der Seife leicht nachzuweisen und sich so vor Nachteil zu schützen. Um so mehr Wert soll aber auf ein anderes Ziel gelegt werden: die Hausfrauen auf die Eigenschaften und Verhältnisse hinzuweisen, die wesentlich sind im Gegensatz zu solchen, die nur dem Scheine dienen. Der Wert eines Stoffes ist stets durch seine Wirksamkeit bestimmt, durch die Menge wirksamer Bestandteile. Ehe wir zur Schilderung der modernen Herstellungsweise der Seife übergehen, sei einiges aus der Geschichte dieses wichtigen Reinigungsmittels mitgeteilt. Da, wo im Alten Testament von Seife die Rede ist, kann nur Soda oder Pottasche gemeint sein. Homer kennt nur das Waschen mit Wasser, ohne Zuhilfenahme von chemischen Stoffen, „Agenzen“ genannt, das heißt Stoffe, die wirksam sind. Erst in späterer Zeit lernte man seifenartige Pflanzensäfte, dann Holzasche und natürliche Soda zur Reinigung verwenden. Der wirksame Bestandteil in der Asche ist kohlenstoffsaures Kali, die Soda ist einfachkohlenstoffsaures Natron, also nahe verwandt dem bekannten Bestandteil des Brausepulvers, dem doppeltkohlenstoffsauren Natron, das auch allein zur Abschwächung der Magensäure Verwendung findet. Die genannten Stoffe wirken wesentlich nur in einer Lösung von Wasser, das seinerseits aber nicht nur als Lösungsmittel, sondern auch als chemischer Körper mitwirkt. Der nächste Fortschritt in der Erkenntnis und Verwendung von Chemikalien zu Reinigungszwecken war die Einsicht, daß man mit Kalk — das ist der zur Mörtelebereitung in ausgedehntem Maße verwendete „gelöschte Kalk“ — die gewöhnliche Soda ähneln machen kann, daß man ihr damit gewissermaßen die Eigenschaften des Kalkes überträgt. Nach modernen Anschau-

ungen deutet man diesen Vorgang so: Wie bei allen Alkalien, zu denen namentlich auch der Kalk gehört, kommen als wesentlicher Bestandteil die Hydroxylionen in Betracht. Da die Wirkung um so stärker ist, je mehr solcher Ionen sich in einer bestimmten Flüssigkeitsmenge befinden, so bemüht man sich, solche Körper zu finden, die in Wasser möglichst stark löslich sind. Ein solcher Körper ist Äthnatron, das aus Kalk (Kalziumhydrat) und Soda (Natriumkarbonat) in der Weise gewonnen werden kann, daß man beide Körper in geeigneten Mengenverhältnissen in wässriger Lösung zusammenbringt. Dabei bildet sich kohlensaurer Kalk, wissenschaftlich Kalziumkarbonat, und Äthnatron, „Natriumhydrat“. Wie die wissenschaftlichen Bezeichnungen erkennen lassen, hat ein Umtausch stattgefunden, der im wesentlichen auf der Tatsache beruht, daß kohlensaurer Kalk im Wasser so gut wie nicht löslich ist. Das zeigt uns der Marmor von Kunstwerken, die oft im Freien stehen und dem Regen ausgesetzt sind, denn Marmor ist nichts anderes als kohlensaurer Kalk, den gewisse Beimengungen von anderen Stoffen oft prächtig färben.

Den alten Römern war die reinigende Wirkung der Ammoniaklösung bekannt, doch hatten sie kein anderes Verfahren der Gewinnung, als es aus faulem Harn herzustellen, der in den Strahnen des Roms gesammelt wurde. Für das Recht, die Sammelgefäße aufzustellen, mußte eine Steuer entrichtet werden. Auf die Vorwürfe über die unsaubere Quelle dieser Steuer soll der römische Kaiser Vespasian seinem Sohne Titus geantwortet haben: non olet, das heißt es riecht nicht, nämlich das Geld, das die Steuer einbrachte. Bekanntlich riecht ja Ammoniaklösung, „Salmiakgeist“, wie sie im gewöhnlichen Leben heißt, sehr unangenehm und greift auch die Schleimhäute der Nase und Augen an, so daß beim Gebrauch recht große Vorsicht geboten ist. Die Verwendung von Salmiakgeist für die Zwecke der Reinigung ist deshalb so verbreitet, weil er alle Eigenschaften eines Alkalis besitzt und im Gegensatz zu den anderen Alkalien, von denen bereits die Rede war, flüchtig ist. Nach dem Austragen verschwindet rasch alles, was etwa nicht zur Unschädlichmachung von Säuren verbraucht wurde. Seiner Zusammensetzung nach ist das Ammoniak des Salmiakgeistes eine Verbindung von Stickstoff mit Wasserstoff. Es löst sich in größerer Menge in Wasser auf, wobei es mit einem Molekül Wasser, so können wir es uns wenigstens vorstellen, zu Ammoniumhydrat zusammentritt. Von diesem wird dann das Hydroxylion abgespalten, das, wie wir wissen, die Wirkung eines Alkalis ausübt.

Nach dem römischen Schriftsteller Plinius haben die Gallier Seife zum Rotfärben der Haare benutzt; auch zu Heilzwecken ist sie damals verwendet worden, gegen Hautkrankheiten. Im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war Marseille ob seines Seifenhandels bereits berühmt. Im siebzehnten Jahrhundert treffen wir in England umfangreiche Seifenfabriken, in Frankreich wurden damals Monopole für die Herstellung von Seifen verliehen, nach kurzer Zeit jedoch wieder beseitigt. Bald mußten auch Verbote gegen Fälschungen von Seifen erlassen werden, und zwar in der Gestalt, daß verordnet wurde, welche Stoffe ausschließlich zur Herstellung von Seife genommen werden durften. Auch für die Seife kann der berühmte Satz auf eine lange Geltung zurückblicken: mundus vult decipi, ergo decipiatur, die Welt will betrogen sein, also werde sie betrogen!

In Deutschland besteht eine moderne Seifenindustrie als Großbetrieb seit etwa 60 Jahren. Durch die gewaltige Sodafabrikation im großen wurde die Seifenherstellung sehr erleichtert, dazu kam auf der anderen Seite die Einfuhr von Palmöl, Kokosöl sowie von Talg. Die aus Palmöl gewonnene Seife wurde in der ersten Zeit ihrer Herstellung für minderwertig gehalten, man bezeichnete sie als Fabrikseife. Als Grund für diese Zurücksetzung konnte aber nur der Mangel des üblichen unangenehmen Geruchs angeführt werden, welchen die bis dahin noch vielfach im Kleinen und sogar im Haushalt hergestellte Seife aufwies. Dieser üble Geruch ist aber keineswegs für die Wirkung der Seife wesentlich, wie es etwa bei Salmiakgeist der Fall ist, sondern rührt lediglich davon her, daß die Ausgangsmaterialien — rohe tierische Fette — vor ihrer Verwendung nicht genügend gereinigt worden sind. Dr. J. H.

o o o

Die Mutter als Erzieherin.

Kinder und Blumenpflege. Familien, die über einen Garten verfügen, weisen ihren Kindern wohl ein Stückchen darin an. Die Kleinen haben es zu befragen und in Ordnung zu halten, und die Eltern handeln richtig, ihnen eine solche Aufgabe zu übertragen. Jedoch die wenigsten Familien nennen einen Garten ihr eigen-

Gleichsam einen Garten im Zimmer sollen Blumentöpfe schaffen. Sie fehlen nur selten in einem Heim. Gerade an den Fenstern von Arbeiterwohnungen prangt mitunter ein recht üppiger Blumenflor. Doch meist liegt die Pflege der Blumentöpfe der Hausmutter ob oder einer der Töchter, während es für Knaben als unmännlich gilt, sich damit abzugeben. Gleichviel ob Eltern einen Garten besitzen oder nicht, sie täten gut daran, ihre Kinder mit der Pflege von Blumen zu betrauen. Selbst wenn die Kleinen ein Gärtchen ihr eigen nennen, vermag ihnen dieses die Blumentöpfe nicht zu ersetzen. Es nimmt sie ja nur für einen gewissen Teil des Jahres in Anspruch, während die Zimmerpflanzen gewöhnlich dauernder Pflege bedürfen. Kann dem Kinde nur ein einziger Blumentopf zugewiesen werden, so würde es sich empfehlen, eine Pflanze zu wählen, die fortlaufend Pflege verlangt, zum Beispiel nicht eine Hyazinthe, die verhältnismäßig schnell abblüht und dann weggestellt wird. Die Beschäftigung mit der Pflege von Blumen ist in den verschiedensten Beziehungen für Kinder wertvoll. Das Beobachtungsvermögen wird angeteigt und geschärft. Das Kind sieht die Pflanze wachsen, sich mehr und mehr entwickeln, verwelken und dann von neuem sich wieder entfalten. Es nimmt wahr, wie in der Natur Dinge werden und vergehen und wird dadurch angeregt, über die Ursachen nachzudenken, die dem zugrunde liegen; es lernt Schlüsse ziehen auf die Lebensbedingungen der Pflanzen im Freien usw. Ferner ist eine Pflanze auch kein Ding, das ein rasches, ungestümes Anfassen verträgt. Soll sie gedeihen, so muß das Kind mit schonender, zarter Hand an sie herangehen. Hierdurch wird Feinfühligkeit und Geduld im Kinde geweckt. Ebenso nehmen all die hervorsprossenden Blätter und Blüten seine innere Anteilnahme in Anspruch, da ihre Entfaltung mit seinem eigenen Wirken verknüpft ist. Die Freude am Werden verdrängt die Lust am Zerfallen, die Sucht zu verderben. Wesentlich wäre es, die Jugend möglichst früh zur Blumenpflege anzuhalten, damit sie ihren bildenden Einfluß in vollem Maße in sich aufnehmen kann. Die Sorge um die Blumen weckt auch Verantwortlichkeitsgefühl und Pflichtbewußtsein. Das Kind sieht, daß von seiner Behandlung das Gedeihen der Pflanze abhängt. Es darf zunächst das Begießen der Pflanze nicht vergessen und hat außerdem noch mancherlei zu tun, was zum Gedeihen erforderlich ist. Ein solches Gewöhnen an bestimmte Obliegenheiten im Kleinen bereitet das Kind darauf vor, später auch im großen sorgfältig und umsichtig zu verfahren. Gewissenhaftigkeit wird ihm dadurch angezogen. Deshalb wäre ihm auch die Pflege seiner Blumen ganz zu überlassen, und niemand sollte einspringen, falls es eine Nachlässigkeit begeht. Verkommt die Pflanze dabei, so lernt das Kind an Kleinen Dingen durch Schaden klug werden.

Zur richtigen Blumenpflege bedarf es allerdings zunächst der Anleitung. Im Anfang muß man daher das Kind auf etwaige Verfehltheiten seiner Behandlungsweise aufmerksam machen. Wenn es aber erst mit den nötigen Maßnahmen vertraut ist, läßt man es besser frei schalten und walten. Gedeiht seine Pflanze trotz sorgfältiger Pflege nicht, so wird es die Ursachen dieser Erscheinung zu ergüßeln und den Uebelständen abzuwehren suchen. Der ihm innewohnende Betätigungs- und Wissensdrang wird das Kind antreiben, sich um das zu kümmern, was mit der Blumenpflege zusammenhängt, und Leute, die sich auf diese verstehen, zu beobachten und zu befragen. Besser ist's, daß es aus eigenem Antrieb einen Rat erbittet, als daß man ihm einen solchen aufdrängt. Am zweckdienlichsten werden die Erwachsenen die Jugend auch in diesem Fall durch das Beispiel fördern. Pflegen sie ihre Blumen in sorgfältiger und richtiger Weise, so geben sie dem Kinde die beste Anleitung, das ebenfalls zu tun. Eugénie Jacobi.

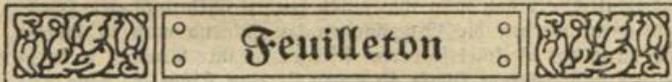
Hygiene.

Ausnützung und Verdaulichkeit unserer Nährstoffe. Die Ausnützung der Nahrungsmittel ist bei Fleisch- und Pflanzenfressern sehr verschieden. Der Darm des Hundes als eines Fleischfressers ist nicht für pflanzliche, der des Pflanzenfressers nicht für tierische Nahrung eingerichtet. Der Mensch steht nach seinem Verdauungsapparat zwischen beiden Gruppen. Dieser kann pflanzliche und tierische Nahrung verarbeiten. Heu und Gras, mit dem sich Pflanzenfresser ernähren, kommen in der Form, wie diese sie aufnehmen, für fleischfressende Tiere und den Menschen als Nahrungsmittel nicht in Betracht. Deren Verdauungsorgane vermögen diese Stoffe so gut wie gar nicht zu verarbeiten. Die reichlichen organischen Nährstoffe im Gras und Heu sind eingeschlossen in feste Zellhüllen, gebildet aus Zellulose, Zellstoff. Der Zellstoff, den die Verdauungsorgane der Pflanzenfresser zu lösen vermögen — allerdings bei vielen nur unter Mitwirkung des Wiederkä-

fäuen —, bleibt im Darne der Fleischfresser und des Menschen beinahe ganz ungelöst. Die in den Zellstoff eingeschlossenen Nährstoffe können daher vom Menschen nicht aufgenommen werden. Ließen wir ein Tier Eiweiß, Fett und Zucker in einer Platinbüchse verschlossen verschlucken, so blieben diese wertvollen Nährstoffe ungenützt. Der Platinbüchse gleich wirkt für die Verdauungsorgane des Menschen eine Hülle aus größerem Zellstoff, in die Nährstoffe eingeschlossen sind. Für die sinngemäße Ernährung des Menschen müssen die festen Hüllen der meisten Pflanzenzellen erst mechanisch gesprengt werden, um die darin enthaltenen Stoffe freizumachen. Das ist der Sinn, warum wir Körnerfrüchte zu feinem Mehl verarbeiten; warum wir durch Kochen mit Wasser oder durch trockenes Erhitzen die Zellhüllen zu zerstören suchen, in die die Nährstoffe dieser Früchte eingeschlossen sind. Je feiner die Bearbeitung des Mehles, desto vollkommener sind die in ihm enthaltenen Nährstoffe befreit, desto reichlicher vermag sie der Mensch aufzunehmen. Feineres Mehl ist daher viel verdaulicher als gröberes, grobkörniges. Bei dem Menschen hatte man bisher im allgemeinen viel zu wenig darauf geachtet, daß die Ausnützbarkeit pflanzlicher Nährmittel durch eine feinere mechanische Bearbeitung beträchtlich gesteigert werden kann. Für die Pferde, die Hafer in ganzen Körnern nur teilweise auszunützen vermögen, weiß der Landwirt die Nährwirkung durch Quellen, Quetschen, Mahlen und Verbaden des Hafers erfolgreich zu erhöhen. Entsprechend liegen die Verhältnisse, wenn ein Mensch sich mit Leguminosen, Hülsenfrüchten zu ernähren versucht. Die gemessenen Linsen zum Beispiel verlassen zu beträchtlichem Teile den Verdauungskanal gänzlich unverdaut. Dagegen gehört das feine Linsenmehl zu den leichtestverdaulichen Nährmitteln. Etwas geringer, aber immer noch sehr bedeutend, ist der Verlust an wahrem Nährstoff durch mangelnde Ausnützung bei Bohnen und Erbsen, die ganz gekocht wurden.

Der Mensch, der gelernt hat, aus dem Pflanzen- und Tierreich seine Nährmittel zu entnehmen, muß für viele davon die Verdauungseinrichtungen künstlich nachahmen und ersetzen, mit denen diejenigen Tiere ausgerüstet sind, die auf die betreffenden Stoffe als Hauptnahrungsmittel angewiesen sind. Die körnerfressenden Vögel zum Beispiel weichen die verschluckten Samen zuerst in der Flüssigkeit ihres Kropfes ein; die gequollenen Körner werden dann durch die starken Muskeln ihres Magens zerquetscht und mit Hilfe verschluckten Sandes zu dem feinsten Mehlbrei zerrieben. Entsprechend wirken die mit Zähnen bewaffneten Kaugagen pflanzenfressender Insekten und das Wiederfäuen der Kinder. Würden wir Heu mechanisch möglichst fein zerkleinern, so wären wir imstande, wie das pflanzenfressende Tier aus diesem Heumehl wertvolle Nährstoffe in reichlicher Menge aufzunehmen.

Dieselben Gesichtspunkte gelten auch für die Ausnützung tierischer Nahrung. In größere Stücke rohen Fleisches dringt der lösende Magensaft viel schwerer ein als in gleich große Stücke gekochten oder garratenen Fleisches. Das zubereitete Fleisch ist daher verdaulicher als das rohe. Das ändert sich aber durchaus, wenn wir das rohe Fleisch sehr fein hacken, dann löst es sich im Magen sogar rascher als gekochtes Fleisch. Ganz besonders wichtig für die möglichst vollkommene Ausnützung der Speisen ist die mechanische Bearbeitung, die die Nahrung beim Kauen durch die Zähne erfährt. th.



Feuilleton

Wettrennen.

Von Fr. Theodor Usher.

Heute ergießt sich die Welt, das Rennen der Rosse zu sehen, Wagen an Wagen gedrängt, stürzen sie rasselnd hinaus. Seut wie ein Blumenfeld erglänzt die Blüte der Schönheit. In des leuchtenden Schmucks voller berauschernder Pracht. Selber lenket das Ross am Scharlachband die Lorette, Fürstliches Biergespann leitet der schlante Jockey. Ringsum gaffet das Volk, und nach dem benedicten Glanze Lecken die Bürger der Stadt gierig den lästernen Mund. Aber wer kann, fährt mit, es schleppt den gemieteten Wagen, Blutend von viehischem Sieb, keuchend der Klepper dahin. Könn' ich retten nur eine der Kreaturen, der armen, Aus des Peinigers Faust, gab' ich die Menschen daran, Grafen, Barone und Lords, Sportsmen und wettende Narren. Mit dem sämtlichen Volk, welches den Schwindel beglöh. Möchten sie Arme und Beine nur immer brechen! Ein Gaul ist Wahrlich immer noch mehr wert als das ganze Geschmeiß.

Die polnische Jüdin.

Von Alfons Pechold.

Es ist nicht anders: Tritt dir ein weltbewegendes Gefühl, eine fernenschaffende, alle Adern unseres Lebens durchschauende Leidenschaft in irgendeiner Gestalt in den Kreis deiner Alltagsteilnahme, dann wachst du auf wie aus einem bilderlosen Schlafe, staunst ob dieser gewaltigen Macht, die sich vor dir aufbäumt und fühlst erst, was es bedeutet, Mensch zu sein.

Eine sehr breite Straße. Tausende Menschen, Hunderte Wagen füllen ihren Raum.

Keiner sieht den anderen an. Vorwärts! Nur vorwärts! Es gilt Brot, Ansehen, tausend Nichtigkeiten zu erjagen.

Geisere Kutscherrufe, Räderknirschen, fliegende Grußworte und darüber das unbestimmtere Geseum unzähliger Laute, die aus den Steinen der Häuser zu kommen scheinen. Ich gehe einem Geschäfte nach, das mir Brot für die nächsten Tage einbringen soll. Meine Augen sehen vor sich eine Zifferreihe — an den lebendigsten Dingen eile ich gesichtslos vorbei. Alle meine Gehirnkammern sind verriegelt — ich lasse keinen Weltgedanken ein, er könnte ja meine mühsam gesammelten kaufmännischen Kenntnisse hinauswerfen. In meinem Ohr höre ich nur die rechnende Stimme meines Geschäftsfreundes. Sätze springen aus meinem Munde auf die Straße — ich mache Proben, wie ich dort sprechen werde, wo es ums Brot gilt. Niemand kümmert sich um mein Selbstgespräch, alles ist selbst bis an den Rand voll Sorge.

Da bleibt auf einmal jemand vor mir stehen, Worte fallen in mein Herz, ein Weib hat mich angesprochen. Ich schaue es verständnislos an.

Es wiederholt:

„Ich bitt' Sie, guter Herr, wo ist Allgemeines Spital?“

Ihr Kleid ist armselig, aus seinen Falten weht der Geruch der Judengasse, in der das Elend jedes Haustor kennt.

„Kommen Sie, ich werde Sie bis zum Allgemeinen Krankenhaus begleiten.“

Auf dem Wege erzählt mir das Weib seine Geschichte.

In irgendeinem Winkel einer Stadt in Galizien lebt sie mit ihrem Manne und fünf Kindern. Der Mann und zwei der ältesten Kinder sind als Hilfsarbeiter in einer Petroleumgrube beschäftigt; was diese verdienen, reicht gerade für Maisbrot, Kartoffeln und den täglichen Hering. Für das feuchte Loch, das sie im Judenviertel bewohnen, muß die Frau das zerfallene Haus reinhalten und dem Hausbesitzer, einem Trödler, die Magd abgeben. Die drei kleinen Kinder streichen tagsüber, die Ohut der schwer arbeitenden Mutter entbehrend, durch die Gassen. Eines Tages wird das jüngste, ein drei Jahre altes Mädchen, der Liebling der Familie, von einem tollen Hunde gebissen. Was kümmert es die Behörde, daß ein armes Judenweib halb irrsinnig wird, weil man ihm sein Kind nimmt? Das Geseh befiehlt: Ins Pasteurinstitut nach Wien. Woche um Woche verriimt, es kommt keine Nachricht, wie es dem Kinde geht, alle brieflichen Anfragen sind vergebens. Die große Stadt, die das Kind verschlungen, bleibt stumm auf die Nase einer angitvoll harrenden Mutterseele. Jemandem Kanaklist dort denkt sich: Ach was, ein Judenweib. Da setzt sich in der Mutter ein Gedanke fest: sie muß nach Wien zu ihrem Kinde, und sie sagt es ihrem Manne. Der lacht trübe auf: „Eine arme Jüdin und Wien! Warum willst nicht gleich nach Paris?“ Sie aber läßt nicht mehr los, verkauft ihr Federbett dem Trödler, spart sich vom Munde den Bissen Brot, sie weiß die Heringe so zu begeistern für ihren Plan, daß diese beschließen, keinen Hering mehr täglich zu essen, man streicht an den zuletzt gekauften zu jeder Mahlzeit das Brot und die Kartoffeln hin und her, so hat man eine ganze Woche den Geschmack vom Hering im Munde, ohne einen zu essen, das kann man sich merken! Endlich ist so viel Geld zusammengerafft, als für die Eisenbahnkarte nach Prüm notwendig ist, den Rest des Weges geht die Mutter zu Fuß. Sie ist mit ihrem Erzählen fertig.

Wir stehen vor dem Tore des riesigen Spitals. Mit überhastigten Worten bedankt sich das Weib und verschwindet in der Welle der Menschen, die in der gewaltigen Toreinfahrt auf und ab flutet.

Ich stehe im lärmenden Wirbel der Straße. Eine Schallwelle überbäumt die andere, im engen Gedränge scheuert sich Mensch an Mensch, man stößt mich hin und her, ich achte es nicht. Jemandwo in mir ist feilliche Freude aufgesprungen. Ich weiß wieder, daß es wert ist zu leben, das Judenweib hat mir gezeigt, wieviel Liebe, wieviel Kraft die Straße füllt.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Marg. Jettin (Zunbelt), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. D. W. Tsch. Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.